DIE
GEFANGENE

MARCEL
PROUST

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5408

In *Die Gefangene* nimmt Marcel, der am Ende von *Sodom und Gomorrha* beschlossen hat, Albertine zu heiraten, sie zu sich nach Hause und hält sie vor den Augen der Welt versteckt. Sehr bald stellt er jedoch fest, dass mit dieser Gefangennahme die Liebe einer Eifersucht weicht, die ihn zum eigentlichen Gefangenen macht. Anders als Swann erkennt Marcel zwar die Mechanismen dieser Eifersucht, kann sich aber nicht von ihr befreien. Stattdessen werden Sehnsüchte nach anderen Frauen wach, nach neuen Reisen. Als sein Überdruß letztlich siegt und Marcel den Entschluss fasst, Albertine zu verlassen, erfährt er, dass sie ihm zuvorgekommen ist, und seine vermeintliche Gleichgültigkeit wird vom Schmerz über die Trennung konterkariert.

Für die Frankfurter Ausgabe wurde Eva Rechel-Mertens' bis heute gültige Übersetzung von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* von Luzius Keller und Sibylla Laemmel korrigiert und teilweise neu gefasst. Der Kommentar erklärt Anspielungen und Zitate, weist auf wichtige Erzählstrukturen hin und zeigt das Zusammenspiel der einzelnen Teile, Themen und Stilnuancen auf.

Marcel Proust wurde am 10. Juli 1871 in Auteuil geboren und starb am 18. November 1922 in Paris. Sein siebenbändiges Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist zu einem Mythos der Moderne geworden.

MARCEL PROUST

Auf der Suche nach der
verlorenen Zeit 5

Die Gefangene

Suhrkamp

Diese Ausgabe entspricht Werke II, Band 5 der Frankfurter Ausgabe
der Werke von Marcel Proust, herausgegeben von Luzius Keller.

Originaltitel: *À la recherche du temps perdu.*

La Prisonnière

Aus dem Französischen von Eva Rechel-Mertens;
revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024

suhrkamp taschenbuch 5408

© der deutschsprachigen Ausgabe

2000, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47408-2

www.suhrkamp.de

Die Gefangene

Schon frühmorgens, den Kopf noch der Wand zugekehrt und ohne auch nur die Tönung des Lichtstreifens über den großen Vorhängen am Fenster wahrgenommen zu haben, wußte ich, wie das Wetter war. Die ersten Straßengeräusche hatten es mir mitgeteilt, je nachdem ob sie von Feuchtigkeit gedämpft und gebrochen zu mir drangen oder wie schwirrende Pfeile im hallenden, leeren Raum eines weiten, eisigen und klaren Morgens; schon beim Rollen der ersten Straßenbahn hatte ich gehört, ob sie im Regen fröstelte oder aufbrach in azurine Bläue. Vielleicht aber war diesen Geräuschen eine schnellere, durchdringendere Emanation vorausgeeilt, war durch meinen Schlaf geglitten und erfüllte ihn mit dem Trübsinn, der den Schnee ankündigt, oder ließ ein gewisses intermittierendes kleines Wesen zum Ruhm der Sonne so harmonische Hymnen anstimmen, daß diese mir, der ich noch im Schlaf bereits zu lächeln begann und dessen Lider sich auf blendendes Licht gefaßt machten, zuletzt ein ohrenbetäubendes Erwachen bescherten, ganz in Musik.¹ Überhaupt nahm ich in jener Zeit das äußere Leben vor allem von meinem Zimmer aus wahr. Ich weiß, daß Bloch erzählte, er habe, wenn er mich abends besuchen kam, Töne wie von einer Unterhaltung gehört; da meine Mutter in Combray war und er nie einen Menschen in meinem Zimmer antraf, kam er zu dem Schluß, ich spreche zu mir selbst. Als er viel später erfuhr, daß Albertine damals bei mir wohnte, und begriff, daß ich sie vor aller Welt verborgen hatte, erklärte er, jetzt endlich begreife er, weshalb ich zu jener Zeit meines Lebens nie hatte ausgehen wollen. Er täuschte sich. Dies allerdings war äußerst verzeihlich, denn die Wirklichkeit gehorcht zwar den Gesetzen der Notwen-

digkeit, doch ist sie nicht völlig voraussehbar, und jene, die aus dem Leben eines anderen ein an sich zutreffendes Detail erfahren, ziehen auf der Stelle Folgerungen, die keine sind, und sehen in der neuentdeckten Tatsache die Erklärung für Dinge, die in gar keiner Beziehung zu ihr stehen.

Wenn ich mir jetzt vorstelle, wie meine Freundin seit unserer Rückkehr von Balbec nach Paris unter dem gleichen Dach mit mir lebte, wie sie den Gedanken an eine Seereise aufgegeben hatte,¹ wie ihr Zimmer zwanzig Schritte von dem meinen entfernt lag, im Arbeitskabinett meines Vaters mit den Wandbespannungen, und wie sie jeden Abend, sehr spät, bevor sie mich verließ, ihre Zunge in meinen Mund gleiten ließ, wie ein tägliches Brot, eine stärkende Nahrung, beinahe mit der Weihe eines jeden Leibes, dem die um seinetwillen erduldeten Leiden schließlich eine Art von Sanftmut verliehen haben, so denke ich auch alsbald zum Vergleich nicht etwa an jene Nacht, die Rittmeister von Borodino mir in der Kaserne zu verbringen gestattete – eine Gunst, die alles in allem einem nur vorübergehenden Unbehagen abhalf –, sondern an jene andere, in der mein Vater Mama geheißen hatte, in dem kleinen Bett neben dem meinen zu schlafen.² Wenn das Leben uns ein weiteres Mal von einer Seelenqual befreien will, die unvermeidbar schien, wie verschieden, ja gegensätzlich sind die Bedingungen, unter denen das geschieht, so daß es beinahe einem offenen Sakrileg gleichkommt festzustellen, es handle sich um die gleiche Art Gnadenbeweis!

Wenn Albertine von Françoise erfahren hatte, daß ich im Dunkel meines Zimmers mit den noch geschlossenen Vorhängen nicht schlief, genierte sie sich nicht, bei der Morgentoilette in ihrem Bad etwas Lärm zu machen. Anstatt eine spätere Stunde abzuwarten, begab ich mich dann oft in ein Badezimmer, das neben dem ihren lag

und ein Ort voller Annehmlichkeiten war. Früher gab ein Theaterdirektor Hunderttausende von Francs aus, um den Thron einer Diva, die eine Kaiserin spielte, mit echten Smaragden zu bestirnen. Von den Ballets Russes¹ haben wir gelernt, daß einfache, aber mit Bedacht eingesetzte Lichteffekte ebenso prächtige und obendrein noch mannigfaltigere Juwelen hervorbringen. Trotzdem ist diese bereits immateriellere Ausstattung noch immer nicht so anmutig wie die, wodurch um acht Uhr morgens die Sonne jene andere ersetzte, die wir gewöhnlich erblickten, wenn wir uns erst um die Mittagsstunde erhoben. Damit uns von draußen niemand sehen konnte, waren die Fenster unserer beiden Badezimmer nicht glatt, sondern von künstlichem und aus der Mode gekommenem Rauhreif gekörnt. Mit einemmal ließ die Sonne dann dieses Glasgekräusel in gelbem Licht erstrahlen, vergoldete es und legte in mir behutsam einen jungen Mann aus früheren Tagen wieder frei, den die Gewohnheit lange verborgen hatte, wobei sie mich in einen Erinnerungsrausch versetzte, als befände ich mich mitten in der Natur vor golddurchleuchtetem Laubgewoge, in dem nicht einmal ein Vogel fehlte, hörte ich doch Albertine ohne Unterlaß pfeifen:

*Les douleurs sont des folles,
Et qui les écoute est encore plus fou.*²

Töricht sind die Schmerzen,
Törichter ist, wer auf sie hört.

Ich liebte sie zu sehr, um nicht über ihren schlechten musikalischen Geschmack vergnügt zu lächeln. Dieses Chanson hatte übrigens Madame Bontemps im vorigen Sommer in Entzücken versetzt; bald aber hörte sie sagen, es sei albern, so daß sie es, anstatt Albertine zu bitten, es

vorzusingen, wenn sie Gäste hatte, durch folgendes ersetzte:

*Une chanson d'adieu sort des sources troublées,*¹

Aus trüber Quelle fließt ein Abschiedslied,

was seinerseits zu einer »alten Schnulze von Massenet, mit der die Kleine uns die Ohren vollbläst« wurde.

Eine Wolke zog vorüber, sie verdunkelte die Sonne, ich sah den schamhaften, blätterwebenden Glasvorhang erlöschen und in farblose Grisaille zurücksinken.²

Die Trennwand zwischen unseren beiden Badezimmern (das von Albertine, das ganz dem meinen glich, war ein Bad, das Mama, da sie noch ein anderes im entgegengesetzten Teil der Wohnung besaß, nie benutzt hatte, um mich nicht durch Geräusche zu stören) war so dünn, daß wir, während wir uns jeder in dem seinen wuschen, miteinander sprechen und unsere Unterhaltung, die nur vom Geräusch des Wassers unterbrochen wurde, in jener Intimität fortsetzen konnten, die im Hotel durch die Winzigkeit der Zimmer und die Nähe der Räume häufig ermöglicht wird, in Paris jedoch ungewöhnlich selten ist.

Andere Male blieb ich liegen und träumte, solange ich wollte, denn ich hatte angeordnet, daß niemand in mein Zimmer kommen dürfe, bevor ich geläutet hatte; das aber war, weil die elektrische Klingel über meinem Bett recht unbequem angebracht war, so umständlich, daß ich oft, überdrüssig, nach ihr zu tasten, und ganz zufrieden, allein zu sein, fast wieder eingeschlummert noch länger liegenblieb. Dabei war ich nicht etwa gleichgültig gegen Albertines Aufenthalt bei uns. Durch ihre Trennung von ihren Freundinnen blieben meinem Herzen neue Leiden erspart. Dank ihrer verharrte es in einem Zustand der

Ruhe, einer fast gänzlichen Reglosigkeit, mit deren Hilfe es sicher heilen würde. Der Friede, den meine Freundin mir gab, bestand aber eigentlich in Beschwichtigung des Leidens und nicht in Freude. Gewiß erlaubte er mir, davon wieder manche Formen zu kosten, die der allzu lebhaftige Schmerz mir verschlossen hatte, aber weit entfernt, sie Albertine zu verdanken – die ich übrigens kaum noch hübsch fand, mit der ich mich langweilte und die ich im Grunde nicht mehr liebte, wie ich deutlich empfand –, genoß ich diese Freuden, gerade wenn Albertine nicht bei mir war. Daher ließ ich sie auch, wenn ich meinen Morgen begann, nicht auf der Stelle rufen, zumal wenn schönes Wetter war. In dem Bewußtsein, daß jenes mich mehr beglückte als sie, blieb ich für ein Weilchen allein mit dem kleinen Wesen in meinem Inneren, das singend die Sonne begrüßt und von dem ich schon gesprochen habe. Von den verschiedenen Personen, die unser Ich ausmachen, sind nicht jene die wesentlichsten, die man zunächst gewahrt. Wenn einst die Krankheit sie in mir eine nach der anderen zu Boden geworfen haben wird, werden zwei oder drei übrigbleiben, die zählebiger sind als die anderen, insbesondere ein gewisser Philosoph, der nur dann glücklich ist, wenn er zwischen zwei Werken oder zwischen zwei Empfindungen etwas Gemeinsames entdeckt hat.¹ Doch der letzte von allen wird wohl, wie ich mir manchmal gedacht habe, jenes kleine Männchen sein, das einem anderen sehr ähnlich sieht, das der Optiker von Combray in seinem Schaufenster plazierte hatte, um das jeweilige Wetter anzuzeigen, und das seine Kapuze abzog, sobald die Sonne schien, sie aber wieder aufsetzte, wenn es Regen gab. Ich weiß nur zu gut, wie egoistisch dieses Männchen ist; ich kann an einem Erstickenanfall leiden, den nur das Einsetzen von Regen beruhigen würde, ihm ist das völlig gleich: Bei den ersten ungeduldig erwarteten Tropfen verliert er seine Heiter-

keit und zieht überraunig die Kapuze über den Kopf. Andererseits glaube ich, daß das Barometermännchen in meiner Todesstunde, wenn alle anderen »Ichs« nicht mehr am Leben sind, beim ersten Sonnenstrahl, während ich meine letzten Seufzer aushauche, sich äußerst munter fühlen, die Kapuze ablegen und ausrufen wird: Ah! Endlich wird es schön!¹

Ich schellte nach Françoise. Ich schlug den *Figaro* auf. Ich suchte darin vergeblich einen Artikel – zumindest sollte es einer sein –, den ich an diese Zeitung geschickt hatte und der, nur in etwas zurechtgestutzter Form, den vor kurzem wiedergefundenen Seiten entsprach, die ich einst im Wagen des Doktors Percepiéd beim Anblick der Kirchtürme von Martinville verfaßt hatte.² Dann las ich Mamas Brief. Sie fand es seltsam, ja ungehörig, daß ein junges Mädchen allein mit mir zusammen wohne. Am ersten Tag, in dem Augenblick, als wir Balbec verließen, als sie mich so unglücklich sah und sich Sorgen machte, mich allein zu lassen, war sie vielleicht froh gewesen, als sie erfuhr, daß Albertine mit uns abreisen würde, und sah, daß neben unseren Koffern (jene Koffer, mit denen ich weinend die Nacht im Hotel von Balbec verbracht hatte) diejenigen Albertines, schmale schwarze Behältnisse, die mir die Form von Särgen zu haben schienen, von denen ich nicht wußte, ob sie dem Haus Leben oder Tod bringen würden, auf die Blindschleiche geladen wurden. Diese Frage hatte ich mir allerdings gar nicht gestellt, denn ich war ganz der Freude hingeeben, nach dem Grauen, das ich bei dem Gedanken empfunden hatte, in Balbec bleiben zu müssen, an diesem strahlenden Morgen Albertine mit mir hinwegzuführen. Wenn Mama diesem Vorhaben zunächst nicht feindselig gegenübergestanden hatte (sie sprach mit meiner Freundin so einfühlsam wie eine Mutter, deren Sohn schwer verwundet wurde und die der jungen Geliebten Dank weiß, daß

sie ihn mit Aufopferung pflegt), tat sie es denn doch, seitdem es nur allzu wirklich geworden war und der Aufenthalt des jungen Mädchens bei uns sich in die Länge zog, ein Aufenthalt noch dazu in Abwesenheit meiner Eltern. Ich kann nicht sagen, daß Mama mich diese Feindseligkeit jemals merken ließ. Wie früher, wenn sie mir nicht länger meine Nervosität, meine Trägheit vorzuwerfen wagte, hegte sie jetzt Bedenken – die ich vielleicht im Augenblick nicht ganz als solche erkannte oder erkennen wollte –, durch gewisse Vorbehalte, die sie in bezug auf das junge Mädchen machte, mit dem ich mich, wie ich ihr gesagt hatte, verloben wollte, mein Leben zu verdünnern, meine künftige Ergebenheit meiner Frau gegenüber zu mindern und vielleicht für die Zeit, da sie selbst nicht mehr sein würde, Reuegefühle darüber in mir zu erzeugen, daß ich sie durch meine Heirat mit Albertine betrübt hätte. Mama zog vor, eine Wahl scheinbar zu billigen, von der mich abzubringen sie sich nicht vorstellen konnte. Doch alle, die sie zu jener Zeit sahen, haben mir gesagt, daß zu ihrem Schmerz über den Verlust ihrer Mutter eine unaufhörliche Sorge hinzugetreten sei. Diese Anspannung des Geistes, diese innere Auseinandersetzung versetzten Mamas Schläfen in ein ständiges Glühen; sie öffnete unaufhörlich die Fenster, um sich abzukühlen. Eine Entscheidung jedoch wagte sie nicht zu treffen, aus Furcht, mich in einem ungünstigen Sinne zu »beeinflussen« oder das zu beeinträchtigen, was sie für mein Glück hielt. Sie konnte sich nicht einmal dazu entschließen, mich daran zu hindern, daß ich Albertine einstweilen im Hause behielt. Sie wollte sich nicht strenger zeigen als Madame Bontemps, die die Sache ja in erster Linie anging und die offenbar nichts dagegen hatte, was meine Mutter sehr verwunderte. Auf alle Fälle bedauerte sie, daß sie uns beide hatte allein lassen müssen, daß sie gerade in jenem Augenblick nach Combray gereist war, wo sie

möglicherweise viele Monate würde verbringen müssen (tatsächlich blieb sie so lange), in denen meine Großtante sie Tag und Nacht ständig nötig hatte. Alles wurde ihr dort übrigens leicht gemacht dank der Güte, der Ergebenheit von Legrandin, der keine Mühe scheute und von Woche zu Woche seine Rückkehr nach Paris aufschob, ohne meine Tante eigentlich näher zu kennen, zunächst einfach weil sie eine Freundin seiner Mutter gewesen war, dann aber auch, weil er fühlte, daß die todgeweihte Kranke an seiner Fürsorge hing und es nicht ohne ihn würde aushalten können. Der Snobismus ist zwar eine ernste Krankheit der Seele, aber örtlich begrenzt und kann sie nicht ganz und gar zerstören. Ich hingegen war – im Gegensatz zu meiner Mutter – um so glücklicher über ihren Aufenthalt in Combray, als ich sonst gefürchtet hätte, sie könne, da ich Albertine nicht wohl sagen konnte, sie möge darüber schweigen, deren Freundschaft mit Mademoiselle Vinteuil entdecken. In den Augen meiner Mutter wäre das ein unumstößliches Hindernis nicht nur für eine Heirat gewesen, von der noch nicht endgültig zu meiner Freundin zu sprechen sie mich übrigens gebeten hatte und an die zu denken mir immer unerträglicher war, sondern sogar dafür, daß diese einige Zeit in unserem Haus verbrachte. Abgesehen von einem so schwerwiegenden Grund, von dem sie jedoch nichts wußte, war meine Mutter durch die Doppelwirkung der erhebenden und befreienden Nachahmung meiner Großmutter, die als Bewunderin von George Sand Tugend einzig im Adel des Herzens gesehen hatte, und andererseits meines eigenen verderblichen Einflusses jetzt nachsichtig Frauen gegenüber, deren Verhalten sie früher streng getadelt hätte – oder sogar heute noch tadelte, sofern sie zu dem Kreis ihrer bürgerlichen Freundinnen aus Paris oder Combray gehörten –, deren große Seele ich ihr aber rühmte und denen sie viel verzieh, weil

sie mich so gern hatten. Trotz allem und ganz abgesehen von der Frage, was sich gehört, glaube ich, daß Albertine Mama unerträglich gewesen wäre, da diese von Combray, von Tante Léonie, von ihrer ganzen weiblichen Verwandtschaft her gewisse Vorstellungen von Ordnung übernommen und bewahrt hatte, von denen meiner Freundin die elementarsten Grundbegriffe fehlten. Sie hätte nie eine Tür geschlossen, umgekehrt aber sich ebensowenig gescheut, durch eine offenstehende einzutreten wie ein Hund oder eine Katze. Ihr etwas unbequemer Charme bestand darin, im Hause nicht wie ein junges Mädchen, sondern eher wie ein Haustier anwesend zu sein, das in ein Zimmer eintritt und es wieder verläßt, sich überall befindet, wo man es nicht erwartet, und sich – mir gab das ein tiefes Gefühl von Ruhe – neben mich auf mein Bett warf und sich dort einen Platz aussuchte, von dem sie sich nicht mehr rührte, ohne dabei wie sonst ein menschliches Wesen zu stören. Dennoch paßte sie sich schließlich den Stunden an, in denen ich schlief, nicht nur, insofern sie nicht mehr in mein Zimmer einzudringen versuchte, sondern auch, indem sie keinen Lärm mehr machte, bevor ich geläutet hatte. Françoise war diejenige, die ihr diese Regeln einimpfte. Sie gehörte zu jenen Bedienten aus Combray, die den Rang ihres Herrn kennen und wissen, daß es ihre Aufgabe ist, ihm ungeschmälert zukommen zu lassen, was ihm ihrer Meinung nach gebührt. Wenn ein fremder Besucher Françoise ein Trinkgeld gab, das sie mit dem Küchenmädchen teilen sollte, so hatte der Spender kaum seine Börse wieder eingesteckt, als Françoise ebenso geschwind wie diskret und energisch dem Küchenmädchen Bescheid gesagt hatte, die denn auch nicht mit undeutlich stammelnden Worten, sondern freimütig und mit lauter Stimme sich bedankte, wie Françoise es ihr beigebracht hatte. Der Pfarrer von Combray war kein Genie, aber auch er wußte, was sich

schickte. Unter seiner geistlichen Leitung war die Tochter von protestantischen Verwandten Madame Sazerats zum Katholizismus übergetreten, und die Familie hatte sich ihm gegenüber mustergültig betragen. Es war die Rede von einer Heirat mit einem Adligen aus Méséglise. Die Eltern des jungen Mannes schrieben, um Erkundigungen einzuziehen, einen ziemlich hochmütigen Brief, in dem die protestantische Herkunft mit Verachtung erwähnt wurde. Der Pfarrer von Combray antwortete in einem solchen Ton, daß der Adlige aus Méséglise zu Kreuze kroch und einen zweiten, sehr anderslautenden Brief verfaßte, in dem er als besonders hohe Gunst erbat, sich mit dem jungen Mädchen verbinden zu dürfen.

Für Françoise lag kein Verdienst darin, bei Albertine Rücksicht auf meinen Schlaf zu erwirken. Sie war durchdrungen von der Tradition. Durch ihr Schweigen oder ihre unmißverständliche Antwort, als Albertine einmal ganz harmlos zu mir hineingehen oder mich um etwas bitten lassen wollte, begriff diese verblüfft, daß sie sich in einer seltsamen Welt mit unbekanntem Bräuchen befand, die, was die Lebensform betraf, von Gesetzen gelenkt wurde, an deren Überschreitung nicht zu denken war. Sie hatte schon einen ersten Vorgeschmack davon in Balbec bekommen, aber in Paris gab sie jeden Widerstand auf und wartete Morgen für Morgen geduldig mein Schellen ab, bis sie irgendein Geräusch zu machen wagte.

Die Erziehung, die Françoise ihr zuteil werden ließ, war im übrigen heilsam auch für unsere alte Dienerin selbst, denn sie ließ allmählich das Gejammer verstummen, das seit unserer Rückkehr aus Balbec unablässig aus ihrem Munde kam. In dem Augenblick nämlich, als wir in den Zug stiegen, hatte sie bemerkt, daß sie vergessen hatte, sich im Hotel von der »Gouvernante« zu verabschieden, einer schnurrbärtigen Person, die den Eta-

gendienst überwachte und Françoise kaum kannte, aber vergleichsweise höflich zu ihr gewesen war. Françoise wollte unbedingt umkehren, aus dem Zug steigen, ins Hotel zurückeilen, sich von der Gouvernante verabschieden und erst am folgenden Tag nachkommen. Die Vernunft und vor allem mein plötzliches Grauen vor Balbec hinderten mich daran, ihr diese Gunst zu gewähren, aber sie litt daraufhin an krankhafter, fiebriger schlechter Laune, für deren Verschwinden der Luftwechsel nicht genügt hatte, sondern die auch in Paris weiter anhielt. Denn nach dem Sittenkodex von Françoise, wie ihn die Bas-Reliefs von Saint-André-des-Champs darstellen, ist es zwar nicht verboten, einem Feind den Tod zu wünschen, ja ihn ihm zu geben, aber furchtbar ist, nicht zu tun, was sich gehört, eine Höflichkeit nicht zu erwidern, sich, bevor man abreist, wie eine wahrhaft ungehobelte Person nicht von einer Gouvernante zu verabschieden, der eine Etage untersteht. Während der ganzen Fahrt hatte die immer wieder neu in ihr aufsteigende Erinnerung, daß sie dieser Frau nicht Lebewohl gesagt hatte, im Gesicht von Françoise eine beängstigende Röte heraufbeschworen. Und wenn sie bis Paris Essen und Trinken ablehnte, so vielleicht mehr noch deswegen, weil diese Erinnerung ihr wahrhaftig »auf den Magen drückte« (jede gesellschaftliche Klasse hat ihre eigene Pathologie), als um uns zu bestrafen.

Zu den Ursachen dafür, daß Mama mir alle Tage einen Brief schickte, und zwar einen Brief, in dem niemals ein Ausspruch von Madame de Sévigné fehlte, gehörte das Andenken an meine Großmutter. Mama schrieb mir zum Beispiel: »Madame Sazerat hat uns zu einem jener kleinen Essen eingeladen, deren Geheimnis sie allein besitzt und die, wie die arme liebe Großmama mit den Worten der Madame de Sévigné gesagt hätte, uns der Einsamkeit entreißen, ohne uns durch Gesellschaft dafür

zu entschädigen.«¹ In meinen ersten Antworten besaß ich die Torheit, an Mama zu schreiben: »An diesen Zitaten würde Deine Mutter Dich auf der Stelle erkennen.« Das trug mir drei Tage später die folgende Bemerkung ein: »Mein liebes Kind, wenn Du mich an *meine Mutter* erinnern willst, ist der Hinweis auf Madame de Sévigné nicht sehr angebracht. Sie hätte Dir geantwortet, wie sie es Madame de Grignan gegenüber tat: ›Bedeutet sie Ihnen denn nichts? Ich wähte Euch verwandt.«²

Indessen hörte ich die Schritte meiner Freundin, die aus ihrem Zimmer trat oder sich dorthin begab. Ich schellte, denn es war die Stunde, zu der Andrée mit dem von den Verdurins zur Verfügung gestellten Chauffeur Albertine abholen kam. Zu dieser hatte ich von der entfernten Möglichkeit einer Heirat zwischen uns gesprochen, aber ich hatte es niemals in aller Form getan; sie selbst hatte, als ich sagte: »Ich weiß nicht, aber es wäre vielleicht möglich«, voller Zurückhaltung mit einem schwermütigen Lächeln den Kopf geschüttelt und gemeint: »Aber nein, das wäre es nicht«, was heißen sollte: »Ich bin zu arm.«. Handelte es sich um Zukunftspläne, bemerkte ich auch weiterhin: »Es ist alles noch ganz unbestimmt«, doch was die Gegenwart betraf, tat ich alles, um sie zu zerstreuen und ihr das Leben angenehm zu gestalten, wobei ich unbewußt vielleicht auch in ihr den Wunsch wachzurufen suchte, mich zu heiraten. Sie mußte selbst über soviel Luxus lachen. »Was für ein Gesicht würde Andrées Mutter machen, wenn sie mich als reiche Dame sähe, wie sie selbst eine ist, das, was sie eine Dame nennt, die ›Pferde, Wagen und Gemälde‹ besitzt. Wie? Ich habe Ihnen niemals erzählt, daß sie das immer sagt? Oh! Sie ist ein Original! Es wundert mich nur, daß sie Gemälde auf die gleiche Stufe wie Wagen und Pferde stellt.«

Später wird man nämlich sehen, daß Albertine unge-

achtet törichter Sprachgewohnheiten, die sie beibehielt, sich doch erstaunlich entwickelt hatte, was mir völlig gleichgültig war, denn überlegene geistige Qualitäten haben mich bei einer Frau immer so wenig interessiert, daß ich, wenn überhaupt, nur aus purer Höflichkeit der einen oder anderen solche Qualitäten attestiert habe. Einzig der kuriose Geist von Céleste hätte mir vielleicht gefallen können.¹ Unwillkürlich mußte ich einen Augenblick lächeln, wenn sie zum Beispiel die Gelegenheit nutzte, wo, wie sie wußte, Albertine nicht anwesend war, um mit folgenden Worten auf mich zuzutreten: »Himmlische Gottheit, die du auf ein Bett gesetzt bist!« Ich sagte dann: »Schon gut, Céleste, aber warum denn ›himmlische Gottheit?‹« – »Oh, wenn Sie meinen, Sie hätten irgend etwas mit denen gemein, die auf unserer elenden Erde wandeln, so täuschen Sie sich sehr!« – »Aber warum denn ›gesetzt‹ auf ein Bett? Sie sehen doch, ich liege einfach da.« – »Sie liegen nie einfach da. Hat man je einen Menschen so daliegen sehen? Sie kamen und setzten sich dahin. In Ihrem weißen Pyjama und mit Ihren Halsbewegungen sehen Sie jetzt gerade wie eine Taube aus.«

Selbst im Bereich ganz läppischer Dinge drückte Albertine sich völlig anders aus als das kleine Mädchen, das sie vor ein paar Jahren in Balbec noch gewesen war. Jetzt erklärte sie aus Anlaß einer politischen Begebenheit, die sie tadelte: »Ich finde das unqualifizierbar«; und ich weiß nicht, ob es nicht zur selben Zeit war, daß sie sagen lernte, um auszudrücken, ein Buch scheine ihr schlecht geschrieben: »Es ist interessant, aber wissen Sie, der Autor schreibt wie ein Schwein.«

Über das Verbot, in mein Zimmer zu kommen, bevor ich geschellt hatte, amüsierte sie sich sehr. Da sie unsere Familiengewohnheit des Zitierens angenommen hatte und sich zu diesem Zweck die Stücke zunutze machte, die sie in der Klosterschule mit aufgeführt hatte und